

BEATE MALY

RAUB IN  
DER WIENER  
WERKSTÄTTE

HISTORISCHER  
KRIMINALROMAN

emons:



© Emons Verlag GmbH  
Cäcilienstraße 48, 50667 Köln  
info@emons-verlag.de  
www.emons-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, mit einem Motiv von  
Wikimedia Commons/public domain, Koloman Moser  
Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal

Lektorat: Uta Rupprecht

Druck und Bindung: sourc-e GmbH

Printed in Europe 2026

ISBN 978-3-7408-2628-4

Historischer Kriminalroman

Originalausgabe

Dieser Roman wurde vermittelt durch die Literarische Agentur  
Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen  
insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß  
§ 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

*Alles, alles rächt sich erst nachträglich.  
Deshalb glauben so viele, dass sie fein raus sind, obzwar sie  
zehn Jahre später unfein darin sind!*

Peter Altenberg, »Prodromos« (1906)



*Wien, 1892 – Alser Straße, Gebär- und Findelhaus Alsergrund*

»Jetzt kräftig pressen!« Der fordernde Ton der Hebamme ging im Schmerz unter. Jemand legte ein kühlendes Tuch auf ihre schweißbedeckte Stirn. Ihr Unterleib schien zu bersten. Der Druck war schier unerträglich, daran änderte auch die Erlaubnis nichts, endlich pressen zu dürfen.

»Halt, jetzt aufhören, nicht mehr pressen. Halt ein!«

»Ich kann nicht mehr«, wimmerte sie leise.

»Das hättest du dir vorher überlegen sollen«, brummte die Krankenschwester finster, eine Frau in der schwarzen Tracht einer Benediktinerin mit steilen Falten zwischen den hellen Augen. Sie stand neben der Hebamme und blickte so düster wie ein Racheengel.

»Wir brauchen einen Arzt und eine Geburtszange«, sagte die Hebamme. Zum ersten Mal seit Stunden hatte ihre Stimme an Zuversicht eingebüßt. »Das Kind steckt fest. Schnell, hol Dr. Moser.«

Mit Gelassenheit und Ruhe, als schreite sie zum Gebet, verließ die Nonne den Raum. Die Hebamme wischte ihr erneut über die glühende Stirn.

»Werde ich sterben? Wird mein Kind sterben?« Sie konnte die Fragen nur stoßweise hervorbringen.

»Niemand stirbt. Das ist ganz alltäglich, das Kind steckt eben fest. Aber es gibt eine Zange, mit der wir es holen können. Ich selbst darf sie bloß nicht verwenden. Das ist den Ärzten vorbehalten.«

Wieder setzte eine Wehe ein, doch die Hebamme hielt sie zurück. »Heb dir deine Kräfte auf. Du wirst sie gleich noch brauchen.« Sie zählte gemeinsam mit ihr, bis die Wehe abebbte. Am liebsten hätte sie laut geschrien vor Schmerzen.

Ihr Körper bäumte sich erneut auf. Aber die Hebamme hielt

beruhigend ihre Hand, obwohl sie eine Sünderin war und ein uneheliches Kind gebar. Der Hebamme schien es egal zu sein. So als sehe sie bloß eine Frau in Not vor sich, der es zu helfen galt.

Endlich betrat ein Arzt den Raum. In ihren Ohren surrte es, ihr Puls raste, sie nahm den Mann im weißen Kittel nur schemenhaft wahr. Etwas hämmerte in ihrem Kopf. Ihr Sichtfeld verschwamm, und die Zeit schien stillzustehen. Er war jung. Viel zu jung für einen Arzt. In den Händen hielt er eine Metallzange. Panik stieg in ihr auf. Was hatte er mit dem Instrument vor?

Ohne Vorwarnung kniete er am Ende des Bettes nieder und führte den eiskalten Gegenstand in ihren Leib ein. Nun schrie sie doch, vor Schreck und vor Schmerz.

Wieder war es die Hebamme, die Erbarmen hatte und besänftigend auf sie einsprach. Auch sie schaute auf ihren Unterleib, während sie immer noch ihre Hand hielt. »Er hat das Kopferl vom Kind gut erwischt. Alles wird gut!«, versicherte sie. Die Worte waren wie Balsam auf ihrer Seele. »Alles wird gut. Alles wird gut! Bei der nächsten Wehe nimmst du all deine Kraft zusammen und presst, so fest du kannst«, forderte die Hebamme sie auf.

Wieder baute sich eine Wehe in ihr auf, eine tosende Woge des Schmerzes.

»Pressen!«, rief die Hebamme und drückte ihre Hand, als wollte sie ihr auf diese Weise Kraft einflößen.

Mit einem kurzen, erlösenden Schwall flutschte das Kind aus ihrem Körper. Es war still. Sollte es nicht schreien?

»Ist es tot?« Sie konnte die Frage nur hauchen.

»Nein, es ist ein wunderschönes, gesundes Mädchen!« Jetzt ertönte doch ein Schrei.

»Darf ich es sehen?«

»Nein!«, keifte die Nonne im Hintergrund.

Der Arzt stand etwas mühsam auf und wischte die Zange an seinem Kittel ab. »Na bitte«, sagte er zufrieden. »Alles Weitere ist Frauenarbeit.« Ohne Gruß verließ er den Raum, und die

Hebamme übernahm wieder die Führung. Sie legte ihr das Kind auf den Bauch.

»Schneid die Nabelschnur durch, damit ich das Kind waschen kann«, verlangte die Krankenschwester ungeduldig.

»Gleich!« Mit ausgestrecktem Arm hielt die Hebamme ihre herrische Kollegin auf Abstand. »Das Butzerl hat sich so anstrengen müssen. Gönnen wir ihm ein paar Augenblicke Erholung.«

»Es ist ein Kind der Schande.«

»Es ist ein Kind, das von Gott geliebt wird.«

Die Krankenschwester presste ärgerlich die Lippen zusammen. Doch sie trat zurück, während die Hebamme die Nabelschnur mit einem Faden abband und schließlich mit einer Schere durchtrennte.

»Du hast ein kräftiges Mädchen auf die Welt gebracht«, sagte die Hebamme sanft.

Erschöpft umfasste sie mit den Händen den warmen, blutverschmierten Winzling, der jetzt auf ihrem nackten Bauch lag. Das kleine Geschöpf war vollkommen. Die kleine Stupsnase, die süßen Ohren! Sie konnte sich nicht sattsehen an dem Wunder, das da eben aus ihrem Körper geschlüpft war.

»Genug jetzt!« Die Krankenschwester trat näher und nahm ihr das Kind ab. Sie wollte protestieren, doch die Hebamme schüttelte den Kopf.

»Wir baden das Mädchen, und dann legen wir es an deiner Brust an«, sagte sie beruhigend.

»Das tun wir nicht!«, herrschte die Krankenschwester. »Das Kind kriegt verdünnte Kuhmilch, von Anfang an. So ist es am besten. Kein Verwöhnen.«

Nun wurde auch die Hebamme energisch. »Willst du Kind und Mutter umbringen? Wenn die Kleine am Busen trinkt, kommt die Nachgeburt schneller. Beide haben große Strapazen hinter sich. Sie soll das Mädchen stillen.«

»Das Kind kommt zu Pflegeeltern!«

»In ein paar Tagen. Bis dahin bekommt es die Muttermilch. Und wenn es mich meine Stelle kostet, ich lasse nicht zu, dass zwei Menschenleben draufgehen.«

»Deshalb stirbt die Mutter doch nicht!«

»Beweis mir das Gegenteil. Wer ist hier die Hebamme und wer die Nonne?«

»Dann mach deine Arbeit allein. Das werde ich melden!« Wütend drehte sich die Krankenschwester auf dem Absatz um und stürmte aus dem Raum. Sie schlug die Tür so krachend hinter sich zu, dass die einfache Gaslampe an der Decke ins Schwingen geriet und der Lichtkegel sich von einer Wand zur anderen bewegte. Erst als die harten Schritte auf dem Fliesenboden des langen Gangs verklungen waren, wandte sich die Hebamme wieder an sie.

»Jetzt baden wir das Butzerl erst mal.« Sie nahm die Kleine und trug sie zu einem Kübel mit Wasser, der bereits vorbereitet worden war. Wieder ertönte protestierendes Geschrei. Es hielt nur kurz an, denn schon wurde das Kind in warme Tücher gewickelt, und die Hebamme brachte es ihr zurück.

»Leg es an«, sagte sie und bettete das Kind seitlich an ihrem Busen. So als hätte es nie etwas anderes gemacht, öffnete es den kleinen rosigen Mund und umschloss damit die Brustwarze. Saugende Schmatzgeräusche waren zu vernehmen.

Sobald sie das Ziehen in ihrem Busen spürte, kehrte der Schmerz im Bauch zurück.

»Das sind die Nachwehen, das ist ganz normal«, erklärte die Hebamme. »Gleich kommt die Nachgeburt.«

Und tatsächlich flutschte im nächsten Moment etwas Warmes aus ihrem Körper. Sie nahm es kaum wahr. Ihre ganze Aufmerksamkeit gehörte dem kleinen Wunder an ihrer Brust.

Vorsichtig strich sie mit dem Zeigefinger über die seidige Wange. Nie hatte sie etwas Weicheres berührt. Der winzige Mundwinkel zuckte, es sah aus, als würde das Mädchen lächeln.

Sie nahm den besorgten Blick der Hebamme nicht wahr, die zu begreifen schien, dass sie eben einen Fehler gemacht hatte. Dieser Moment der Innigkeit brannte sich tief in ihr Herz. Sie würde dieses Kind für immer lieben. Ganz egal, was passierte.

*Wien, 1907 – Neustiftgasse, Wiener Werkstätte*

Seit über einem Jahr ging Lili Feigl nun einer geregelten Arbeit nach, als Putzfrau in der Wiener Werkstätte. Dabei besaß sie mehr künstlerisches Talent als so mancher, der in diesen Räumen arbeitete. Trotzdem würde sie bei den wertvollen Entwürfen der Werkstätte niemals offiziell Hand anlegen dürfen. Weder Koloman Moser noch Josef Hoffmann trauten es einer Putzfrau ohne Schulabschluss zu, hübsche Dinge zu entwerfen.

Lili war quasi mit dem Pinsel in der Hand, mit Farben und mit Bindemitteln aufgewachsen. Ihr Vater Franz Feigl war ein ausgebildeter Künstler, der allerdings irgendwann im Leben falsch abgebogen war. Das bisschen Geld, das er verdiente, versoff und verspielte er in den Beiseln am Spittelberg. Lilis Lohn reichte für sie beide nicht zum Überleben, weshalb Franz Aufträge übernahm, die ihn und Lili ins Gefängnis bringen konnten: Er fälschte Dokumente. In letzter Zeit benötigte er dazu immer öfter Lilis Hilfe, da seine zitternden Hände ihn im Stich ließen und Lilis gefälschte Stempelmarken täuschend echt aussahen.

Neben der Arbeit in der Werkstätte schaffte Lili es noch, ihre künstlerischen Fähigkeiten auf andere Art zu erweitern. Seit ein paar Monaten besuchte sie nach der Arbeit das Atelier von Beppo Tugend in der Treustraße. Beppo war Fotograf, er brachte Lili den Umgang mit der Kamera bei. Mit diesem Apparat konnte man Szenen und Augenblicke so schnell und präzise festhalten, wie es keine Zeichnung der Welt jemals vermochte. Im Gegenzug ließ Lili sich von Beppo fotografieren. Leider war auch diese Tätigkeit nicht ganz mit dem Gesetz vereinbar, denn es handelte sich um unerlaubte Nacktaufnahmen. Doch Beppo Tugend schoss die Fotos so geschickt, dass Lilis Gesicht nie zu erkennen war.

Was es Lili leichter machte, ihm Modell zu sitzen, war die Tatsache, dass Beppo sexuell ausschließlich an Männern interessiert war. Außerdem schätzte sie seinen außergewöhnlichen ästhetischen Blick und seine Kunst, nicht nur Körper und Gesichter festzuhalten, sondern auch die Gefühle seiner Modelle sichtbar zu machen. In Lilis Augen war der Mann ein talentierter Künstler, der zu großem Ruhm gelangen würde, sobald die Fotografie endlich als eigene Kunstform akzeptiert wurde. Im Moment verkaufte er seine Abzüge heimlich und gegen teures Geld an wohlhabende Kunden und stand damit immer mit einem Bein im Gefängnis. Denn die Sittenpolizei ging streng gegen Pornografie vor.

»Genug gelesen, jetzt geht es an die Arbeit!« Helene Gabler, eine Künstlerin, die im letzten Jahr zu Lilis engster Freundin geworden war, legte die aktuelle Ausgabe der Wiener Zeitung auf den Tisch in der kleinen Teeküche und klatschte in die Hände.

»Hast du etwas Interessantes entdeckt?«, wollte Fanny Harlfinger-Zakucka wissen. Während Helene bereits mit ihrer Pause fertig war, hatte sich die Keramikerin eben erst am Tisch niedergelassen. Mit einem kleinen Löffel rührte sie Zucker in ihren Kaffee.

»Es hat erneut Einbrüche gegeben. Diesmal nicht in einer Vorstadtvilla, sondern in einem Palais in der Alserbachstraße.« Helene schob ihr die Zeitung über den Tisch hinweg zu. Fanny nahm das Blatt entgegen und überflog die Überschrift.

»Dabei hat es eine Tote gegeben«, sagte sie entsetzt. »Wie schrecklich!«

Lili trat zu Fanny und schaute über ihre Schulter auf die Zeitung, um neugierig mitzulesen. Dabei rutschte ihr eine der kupferblonden Haarsträhnen unter dem Kopftuch hervor, die sie beiläufig zurückschob.

Seit Anfang Mai hielten ungewöhnliche Raubzüge die Stadt in Atem. Die Einbrecher gingen dabei immer auf dieselbe Weise vor: Sie kletterten durch offene Fenster von Vorstadtwillen,

manchmal mit Hilfe von Seilen, manchmal mit Leitern. Oft war es ihnen auch schon gelungen, Regenrinnen und Mauerpalten für den Aufstieg zu nutzen. Sobald die Räuber sicher waren, dass sich niemand im Zimmer oder den Nebenräumen befand, packten sie alles ein, was ihnen wertvoll erschien. Meist handelte es sich um teuren Schmuck, es waren aber auch schon Vasen und Bilder verschwunden.

Bisher war dabei noch nie jemand zu Schaden gekommen, es hatte weder Verletzte noch Tote gegeben. Ein Mord passte daher so gar nicht zu der ausgefuchsten Einbrecherbande.

»Die arme Frau«, sagte Fanny mitfühlend. »Bestimmt hat sie die Gauner in flagranti erwischt.«

»Wie hat man sie denn um die Ecke gebracht?«, wollte Lili wissen.

»Hier steht, dass sie erwürgt wurde.«

Diesmal war es Dina Rix, die lautstark die Luft einzog. Die Künstlerin, die feine Alltagskeramiken töpferte, nahm die schmutzige Schürze ab und setzte sich ebenfalls an den Tisch.

»Womit denn?«, fragte Lili weiter. »Mit den Händen oder einem Strick?«

»Oh mein Gott, Lili! Warum willst du das wissen?« Statt zu dem Lampenschirm zurückzukehren, an dem sie gerade arbeitete, blieb Helene nun doch in der Teeküche stehen. Die Geschichte war einfach zu interessant.

»Hier steht, mit den Händen.«

»Ich versuche nur, mir die Situation vorzustellen. Eine Frau erwischt einen Einbrecher in ihrem Schlafzimmer. Sie schreit um Hilfe, also will der Einbrecher sie zum Schweigen bringen. Würde er sie da nicht eher mit einem Gegenstand erschlagen? Mit irgendetwas, was rasch zur Hand ist?«

»Vielleicht hatte er ohnehin ein Seil in der Hand«, überlegte Dina. »Eines, mit dem er aus dem Fenster klettern wollte.«

Fanny bemerkte zuversichtlich: »Die Polizei wird die Verbrecher hoffentlich bald finden.«

Bei der Erwähnung der Polizei musste Lili an Max von Krause denken. Zufällig war sie dem charmanten Kommissar

bereits zwei Mal bei seinen Ermittlungen über den Weg gelaufen und hatte ihn beim Lösen seiner Fälle tatkräftig unterstützt. Ob er auch für dieses Verbrechen zuständig war? Falls ja, dann sollte Lili sich tunlichst vom Tatort fernhalten. So sympathisch sie den Mann auch fand, es war besser, ihm nicht mehr zu begegnen. Die Gefahr, dass er die Wahrheit über ihren Vater oder sie selbst herausfinden könnte, war einfach zu groß.

»Ist wieder Schmuck gestohlen worden?«, wollte Dina wissen.

»Ja, eine besonders wertvolle Kette mit einem riesigen Diamanten.«

»Wie fürchterlich«, meinte Helene. »Diebstahl ist eine schlimme Sache. Aber einen Menschen zu töten ist ein völlig anderes Verbrechen als ein bloßer Einbruch. Die Diebe hätten doch einfach davonlaufen und die Frau schreien lassen können.«

»Wäre es nicht denkbar, dass die Diebe den Schmuck nicht gleich finden konnten?«, überlegte Dina. »Sie haben die Frau bedroht, und als sie ihnen verraten hatte, was sie wissen wollten, haben sie sie erdrosselt.«

»Was sind das für schreckliche Schauergeschichten?« Vally Birnbacher, eine der Schneiderinnen der Werkstätte, trat hinzu. Mit ihren schlichten, gerade geschnittenen Kleidern löste sie bei ihren Kundinnen regelmäßig große Begeisterung aus. Mit ihr wirkte die winzige Teeküche maßlos überfüllt. »Ihr solltet weniger von den billigen Groschenromanen lesen, die neuerdings verkauft werden.«

»Es hat einen weiteren Einbruch gegeben«, erklärte Fanny. »Diesmal wurde dabei eine Frau ermordet.«

»Um wen handelt es sich?«

»Rosamund Daum heißt sie«, las Lili. Immer noch spechtelte sie über Fannys Schulter.

»Den Namen kenne ich«, sagte Vally. »Das ist die Frau von dem Knopffabrikanten Siegmund Daum. Der Mann hat letztes Jahr ohne Erlaubnis den Entwurf von einem meiner Knöpfe übernommen und davon Tausende produzieren lassen.«

»Ich kann mich erinnern«, rief Fanny. »Seine Knöpfe waren ein kleines Stückchen größer als deine, aber sonst völlig ident. Er hat behauptet, du hättest von ihm abgeschaut. Dabei wussten alle, dass seine eigene Frau eine deiner Kundinnen war.«

Empört schnaufte Vally. »Das war eine bodenlose Frechheit.«

»Wie ist die Sache ausgegangen?«, erkundigte sich Lili.

»Koloman hat es einfach auf sich beruhen lassen. Ich traue mich wetten, dass er vor Gericht gezogen wäre, hätte es sich um einen seiner eigenen Entwürfe gehandelt.«

»Es war doch bloß ein Knopf, Vally!«, meinte Helene.

»Ja und? Ist der weniger wert als ein Lampenschirm?« Fuchsteufelswild drehte sich Vally zu Helene um und funkelte sie böse an. Die hob beruhigend beide Hände.

»Schon gut, ich wollte dich nicht beleidigen. Natürlich sind Knöpfe wichtig. Aber es wäre doch viel schlimmer, wenn gleich das ganze Kleid kopiert worden wäre.«

»Dann wäre ich vor Gericht gezogen!«, regte sich Vally weiter auf.

Lili trat zum Spülbecken und widmete sich den schmutzigen Kaffeehäferln. Auch wenn sie nur eine einfache Putzfrau war, so konnte sie sich doch bildhaft ausmalen, wie ein Richter reagierte, wenn eine weibliche Künstlerin einen reichen Knopffabrikanten verklagte. Noch dazu, weil er angeblich ihren Entwurf für eines dieser skandalösen gerade geschnittenen Kleider gestohlen hatte. Sie konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, dass Vally damit durchgekommen wäre. Die anderen Frauen im Raum schienen Lilis Gedanken zu teilen, sie schwiegen vieldeutig.

»Hast du Frau Daum denn persönlich kennengelernt?«, wollte Fanny wissen.

»Nein, es kam immer ihre Gesellschafterin, eine stille, blasse Frau, mit der ich nur ein paar Worte gewechselt habe.«

»Na ja. Wir sollten uns weniger den Schauergeschichten widmen, sondern mehr unserer Arbeit. Ich geh wieder zu meinem Lampenschirm«, sagte Helene.

»Gute Idee.«

Rasch kehrten die meisten Frauen wieder in die Werkstatt zurück. Nur Dina schenkte sich noch einen Kaffee ein. Die Zeitung warf sie in den Papierkorb.

Lili sah ihr dabei zu, dann verdrängte auch sie den Artikel aus ihren Gedanken. Sie hatte andere Probleme. Eines war ihr Vater, der seit Tagen nichts mehr aß und nur noch aus Haut und Knochen bestand. Vielleicht konnte sie ihn heute zum Essen überreden. Mit etwas Glück blieben einige der Powidltascherl übrig, die Vally mitgebracht hatte. Die Frauen verköstigten sich selbst, meist gab es ausgezeichnetes Essen. Jeden Tag kochte eine andere für alle, und die Reste landeten regelmäßig in Lilis Korb.

Seit Lili in der Werkstätte arbeitete, war Hunger für sie zum Fremdwort geworden. Einer der vielen Vorteile ihres neuen Lebens, auf das sie so stolz war. Und das sie nie wieder gegen ihr altes eintauschen wollte.

*Ratzengrund, Wohnung von Lili und Franz Feigl*

Dank der langen Tage war es immer noch hell, als Lili in den Ratzengrund einbog, das Viertel, in dem sie wohnte. In vielen der unbefestigten Gassen gab es keine Gaslaternen.

Die windschiefen Häuser waren dicht aneinandergesetzt. Manche Mauern waren mit Plakaten so vollgeklebt, dass der Eindruck entstand, sie würden auseinanderfallen, wenn man die Schicht aus Papier und Kleister entfernte. Auf einige Gebäude hatte man ohne Genehmigung zusätzliche Stockwerke gesetzt, aber niemand scherte sich darum, denn sowohl die Polizei als auch die städtischen Beamten verirrten sich nur selten in diesen Teil der Stadt. Bei Regen versank man hier knöcheltief im Schlamm. Stets lag ein modriger, fauliger Gestank in der Luft, der vom Wienfluss herrührte.

Lili hatte sich an all das längst gewöhnt. Sie war zwischen feuchten Hausmauern und herumliegendem Müll aufgewachsen. Obwohl sie einen langen Arbeitstag hinter sich hatte, fühlte sie sich gar nicht erschöpft, was mit dem Sonnenlicht zu tun haben musste. Im Winter war sie um vier Uhr schon so müde, dass sie das Gefühl hatte, es müsste bereits Schlafenszeit sein. Jetzt aber war ihr, als liege der halbe Tag noch vor ihr.

Beschwingt betrat sie den Hof, wo sie gemeinsam mit ihrem Vater im vierten Stock ein winziges Loch bewohnte. Wieder einmal stank es nach totem Tier. Wahrscheinlich lag eine tote Ratte irgendwo zwischen den Mistkübeln und den Teppichklopfstangen. Mizzi Horvath, die Besitzerin des baufälligen Hauses, nahm es mit dem Sauberhalten des Hofes nicht so genau. Dafür war sie umso strenger, wenn es darum ging, die monatliche Miete einzusammeln. Sobald Lili auch nur ein paar Tage zu spät dran war, stand die ungepflegte Alte auch schon vor ihrer Tür und mahnte die Summe an.

»Servus, Lili!«, begrüßte sie eine fröhliche Kinderstimme. Lili drehte sich zu den Wäscheleinen um, die quer durch den Hof gespannt waren. Hinter einem Bettlaken, das so alt und grau war, dass selbst die beste Wäscherin der Stadt es nicht mehr sauber bekäme, lugte ein Mädchenkopf hervor. Es war Mimi, die Tochter von Grete, Lilis Nachbarin. Auf der anderen Seite des Lakens tauchte Mimis Bruder Fritz auf.

Beide liefen auf sie zu.

»Hast du etwas zum Essen dabei?« Frech und zugleich voller Hoffnung spähte der Bub in Lilis Korb.

»Heute gibt es Powidltascherl.« Lili holte zwei der fünf Tascherl, die sie mitgenommen hatte, heraus. Sie wusste, dass ihr Vater niemals alle aufessen würde.

»Hier!«

Die Kinderaugen wurden groß und leuchteten vor Freude.

»Danke!«

Fritz schob das ganze Tascherl auf einmal in den Mund, während seine jüngere Schwester das ihre mit kleinen, sorgsamen Bissen verspeiste. Bestimmt hatten die Kinder den ganzen Tag noch nichts in den Bauch bekommen. Ihre Mutter Grete arbeitete vierzehn Stunden am Tag in einer Hutfabrik, wo sie so wenig Geld verdiente, dass sie abends manchmal noch ihren Körper verkaufen musste, um sich und ihre Kinder durchzubekommen.

Ab dem Herbst würde Fritz die Schule besuchen, dann war Mimi den ganzen Vormittag sich selbst überlassen. Was das für das Mädchen bedeuten würde, wusste Lili nur zu gut. Sie selbst war ohne Mutter aufgewachsen, mit einem Vater, der auch nur selten zu Hause gewesen war. Lili langte erneut in den Korb und reichte Fritz ein weiteres Tascherl.

»Das teilst du mit deiner Schwester, hast du mich verstanden?« Mahnend hob sie den Zeigefinger.

Fritz nickte artig. Seine Wangen waren eingefallen und so dreckig, dass Lili sich fragte, wann er sich das letzte Mal gewaschen hatte. Auch seine Füße starrten vor Schmutz, da er stets barfuß lief. Hoffentlich änderte sich das im Herbst, sonst

bekäme er den Rohrstab des Lehrers zu spüren, noch ehe er richtig in der Schule angekommen war.

Lili nahm sich vor, mit Grete ein ernstes Wort zu reden. So anstrengend ihr Alltag auch sein mochte, sie musste sich ein bisschen mehr um ihre Kinder kümmern.

»Bei euch ist Besuch«, sagte Mimi und biss ein weiteres kleines Stück von ihrem Tascherl ab.

»Das stimmt.« Fritz nickte. »Wie wir in den Hof gegangen sind, haben wir einen Mann gesehen, der zu euch raufgegangen ist. Er ist immer noch da, weil er nicht wieder rausgekommen ist.«

»Kennt ihr den Mann?«, wollte Lili wissen. »Habt ihr ihn schon mal gesehen?« Sie fragte sich, wer ihren Vater wohl aufsuchte. Ein fragwürdiger Kunde, der neue Dokumente brauchte? Lili drängte ihren Vater seit Monaten, endlich keinen dieser kriminellen Aufträge mehr anzunehmen, nachdem er sie selbst nicht mehr ausführen konnte und in der Regel ihr zuschob. Oder war es ein Schuldeneintreiber? Hatte Franz Feigl neue Spielschulden gemacht? Das konnte Lili sich nicht vorstellen, denn er hatte die Wohnung seit Wochen nicht verlassen.

Die Kinder schüttelten die Köpfe. »Der Mann war noch nie da!«

»Na, dann werde ich selbst nachsehen«, sagte Lili. Bevor sie das Stiegenhaus betrat, wandte sie sich noch einmal an die beiden. »Und wascht euch die Gesichter, die haben es dringend nötig.«

Als Antwort kam nur ein Nicken, und Lili wusste, dass die Kinder ihrer Aufforderung nicht nachkommen würden. Sie ging ins Stiegenhaus, wo ihr der Gestank von ranzigem Fett und fauligem Kohl entgegenschlug. Eine vertraute Mischung, die sie trotzdem ekelhaft fand. Über eine enge Holzterrasse, die bei jedem Schritt unter ihren Füßen knarrte, stieg sie hinauf in den vierten Stock. Vor der Tür blieb sie stehen und horchte.

Sie konnte zwei Stimmen vernehmen, und augenblicklich gefror ihr das Blut in den Adern. Die eine Stimme war die ihres

Vaters, doch die andere gehörte dem Mann, den sie eigentlich in ihrem Leben nie wiedersehen wollte: Oskar Hecht. Ihr ehemaliger Verlobter hatte sie nicht nur in zweifacher Hinsicht betrogen und bestohlen und ihr damit seelisches wie finanzielles Leid zugefügt, sondern sie im Rausch auch brutal geschlagen. Lili hatte ihrem Vater ganz klar gesagt, dass er Oskar wegschicken müsse, sollte er es wagen, hier jemals wieder aufzutauchen.

Die letzten Jahre hatte Oskar im Gefängnis verbracht, aber jetzt war er erneut auf freiem Fuß.

Lili versuchte, sich für das Wiedersehen zu wappnen. Sie atmete tief ein, straffte die Schultern und ergriff die Türklinke. Dann betrat sie die winzige Wohnung, die aus einem einzigen Zimmer und einer mit einem Vorhang abgetrennten Schlafnische für Lili bestand.

Die Jahre hinter Gittern hatten Oskar Hecht kaum verändert. Vor ihr am Tisch saß ein immer noch gut aussehender Mann mit dichtem braunem Haar, einem Dreitagesbart und einem charmanten Lächeln. Lili wusste genau, dass dieses Lächeln bloß eine Täuschung war, so wie alles an Oskar. Sobald er den Mund aufmachte, log er. Er war durch und durch ein Betrüger.

Die einzige Veränderung war eine neue Narbe, sie zog sich über die Stirn und verlieh seinem Gesicht etwas Verwegenes. Als Lili ins Zimmer kam, sprang er auf und machte einen Schritt auf sie zu. Sofort wich sie aus und hielt ihm abwehrend den ausgestreckten Arm entgegen.

»Komm mir nicht zu nahe!«

»Aber geh, es hat eine Zeit gegeben, da hast von mir nicht genug kriegen können.« Oskars Grinsen war so breit, dass Lili schlecht wurde.

»Diese Zeit ist vorbei«, sagte sie finster. »Verschwind auf der Stelle aus unserer Wohnung.«

»Aber Lili, so ein kleines Futzerl hast mich doch noch gern.«

Er versuchte erneut, sich ihr zu nähern, doch Lili machte einen weiteren Schritt zurück.

»Du bist eine lästige Gwandlaus, mit der ich nix mehr zu tun haben will. Schleich dich!«

Oskar wandte sich zu Lilis Vater um. Erst jetzt bemerkte Lili, dass Oskars Kleidung einwandfrei war. Sie fragte sich, wo er die sauberen Hosen und das hübsche Sakko herbekommen hatte. Im Gefängnis gab es so etwas ganz bestimmt nicht.

»Franz, sag deiner Tochter, dass sie ihrem Herzen einen kleinen Stups geben soll.«

Lilis Puls beschleunigte sich, ihr Herz raste. Was bildete Oskar sich ein? Er sollte gehen, das hatte sie eindeutig gesagt.

Zornig funkelte sie ihren Vater an. »Wenn du jetzt nachgibst, Papa, dann dreh ich auf dem Absatz um, und du siehst mich nie wieder.«

»Und wo willst du hin?«, fragte Oskar belustigt.

»Es gibt mehrere Freunde, die mich bereitwillig aufnehmen würden«, log Lili. Leider kannte Oskar sie so gut, dass er immer noch merkte, wenn sie flunkerte.

»Ach so?« Amüsiert zog er die rechte Augenbraue hoch. Noch vor ein paar Jahren wäre Lili spätestens jetzt dahingeschmolzen, heute löste seine Reaktion ausschließlich Ärger in ihr aus.

»Hörts mit der Reiberei auf«, bat Franz Feigl leise.

Lilis Vater saß zusammengekauert am Tisch. Vor ihm stand ein leeres Rotweinglas. Offenbar hatte Oskar eine Flasche mitgebracht, die die beiden gemeinsam geleert hatten. Wegen des offen stehenden Fensters hatte Lili den Geruch nach Alkohol nicht gleich wahrgenommen.

»Ich meine das völlig ernst«, sagte Lili. »Entweder er oder ich. Du kannst dich entscheiden, Papa.«

Immer noch hielt Lili ihren Korb in der Hand, nun drückte sie ihn wie einen Schutzschild gegen die Brust.

Mit entschuldigender Miene sah Franz Feigl seinen Besucher an. »Du hast es gehört, Oskar.« Er zwinkerte und fügte flüsternd hinzu: »Du kennst meine Lili. Sie hat ihre Launen. Morgen kann das schon ganz anders ausschauen.«

»Nein, das kann es nicht«, entgegnete Lili scharf.

Für einen Moment schwieg Oskar. Sein Grinsen erstarrte zu einer Fratze. Betroffen starrte er zuerst Franz, dann Lili an. Es kostete ihn sichtlich einige Anstrengung, nicht die Contenance zu verlieren. Schließlich lachte er, ging zu der Reihe einfacher Haken an der Wand, die als Garderobe dienten, nahm seinen Hut und setzte ihn auf. Als er an Lili vorbeikam, deutete er eine spöttische Verbeugung an und flüsterte ihr so leise ins Ohr, dass nur sie es hören konnte: »Wir sehen uns wieder, das versprech ich dir.«

Es lag eine Drohung in seinen Worten, die Lili erzittern ließ. Bilder einer schrecklichen Nacht tauchten vor ihr auf. Ein wütender Oskar, der wie von Sinnen auf sie einschlug, so lange, bis die hochschwängere Grete an die Tür klopfte und dazwischenging. Es war ein Wunder gewesen, dass Oskar nicht auch sie verprügelt hatte.

Eine Narbe an Lilis linker Schläfe würde sie stets an den Vorfall erinnern. Sie blinzelte, um die hässliche Erinnerung zu vertreiben. Das alles hatte zu einem anderen Leben gehört, einem, in dem sie nach Oskars Regeln gelebt hatte. Und das war nun endgültig vorbei.

Oskar rief Franz einen Abschiedsgruß zu, dann öffnete er die Tür und ging. Lili lauschte so lange, bis seine Schritte auf der Holztreppe verhallt waren.

Erst dann war sie wieder fähig, sich zu bewegen. Sie hastete zum Fenster und öffnete auch den zweiten Flügel, um Oskars Geruch nach Tabak und Männlichkeit aus der Stube zu bekommen.

»War das notwendig?«, fragte Franz Feigl müde.

»Ja, und du weißt auch ganz genau, warum!« Lili nahm das Weinglas und stellte es in den Kübel, der auf einem Stockerl stand und ihnen als Spülbecken diente. Es war kein Wasser mehr da, sie würde in den Hof gehen und frisches heraufschleppen müssen. Aber das hatte noch Zeit, erst musste sich ihr Herzschlag wieder beruhigen. Die sommerliche Leichtigkeit, die sie eben noch verspürt hatte, war zerplatzt wie eine Seifenblase. Erschöpft ließ sie sich ihrem Vater gegenüber auf den Sessel plumpsen.

»Wenn der Oskar hier noch einmal auftaucht, bin ich weg, Papa.«

»Und wo willst du hin?« Dunkle Ringe lagen unter Franz Feigl's Augen. Seine Hände bebten, obwohl sie auf der Tischplatte lagen.

»Ich werd schon ein Platzerl finden.«

»Ich wünschte, das alles wär nicht notwendig«, sagte er traurig. »Aber der Oskar kann uns helfen. Stell dir das mal vor, Lili, wenn ich keine Schulden mehr hätte, könntest du ein schönes Leben führen.«

»An Oskars Seite?« Lili spürte erneut Ärger in sich hochsteigen. »Er ist ein Gauner, ein Strizzi, ein Lump. Innerhalb von einem halben Jahr sitzt er doch wieder hinter Gittern. Und wenn wir uns mit ihm auf ein Packel hauen, dann gehen wir mit ihm in den Häfn.« Lili sah ihren Vater eindringlich an. »Willst du das?«

Niedergeschlagen schwieg Franz Feigl. Nach einer Weile sagte er: »Ich bin müd, Lili.«

»Dann leg dich hin.« Mit einem Mal verpuffte der Ärger über ihren Vater. Es tat weh, ihn so zerbrechlich zu sehen. Er war nicht immer der beste Vater gewesen, aber auf seine Art hatte er sich trotzdem um seine Tochter gekümmert.

Von ihm hatte Lili alles gelernt, was es brauchte, um gute Bilder zu malen. Er hatte sie in der Farbenlehre ebenso gründlich unterrichtet wie im Aktzeichnen.

Liebevoll ergriff sie seine faltige, knochige Hand. Trotz der warmen Temperaturen war sie eiskalt. Wie die eines Toten. Lili erschauderte.

»Aber vorher isst die zwei Powidltascherl. Sonst fallst mir noch vom Fleisch.«

Franz nickte ergeben.

*Elisabethpromenade, Polizeipräsidium*

Vor ein paar Monaten war Max von Krause aus seinem kleinen Büro in der dritten Etage des Polizeipräsidiiums in eines im ersten Stockwerk gewechselt. »Oberkommissar Max von Krause«, stand nun auf dem Messingschild neben seinem Büro.

Max' Vorgänger, Oberkommissar Peter Sobotka, war nach einem peinlichen Fauxpas zwar seines Amts enthoben worden, aber gleichzeitig die Karriereleiter hinaufgepurzelt. Da er der Schwager des Polizeipräsidenten war, hatte man ihn nicht auf die Straße gesetzt, sondern ihm, wie es im Korruptionssumpf der Habsburgermonarchie üblich war, einen Versorgungsposten im Ministerium beschafft.

Leider war er dort auch für die finanziellen Mittel verantwortlich, die Max zustanden. Alle Anträge, die Max bisher eingebracht hatte, waren hartnäckig abgeschmettert worden. Weder seiner Bitte um einen Polizeifotografen, der Tatorte ablichtete, noch seinem dringenden Wunsch nach einer funktionierenden und gut geordneten Kartei mit den Fingerabdrücken aller Verbrecher der fünfzehn Kronländer war bisher stattgegeben worden.

Max versuchte dennoch, nicht zu verzweifeln, und löste seine Probleme auf eine andere, nicht immer ganz korrekte Weise. Der Zufall oder besser einer seiner letzten Fälle hatte ihm die Bekanntschaft mit Beppo Tugend verschafft, einem talentierten Fotografen. Zufällig war Max dahintergekommen, dass Tugend seinem Namen keinesfalls gerecht wurde. Er fertigte Bilder von nackten Frauen an, die zwar von hohem ästhetischen Wert waren, der strengen Zensur des Kaisers aber trotzdem widersprachen. Daraufhin hatte Max mit Tugend ein Abkommen geschlossen, das mit der herrschenden Moral ebenfalls nicht vereinbar war: Er verriet den Künstler nicht an die

Kollegen von der Sittenpolizei, im Gegenzug dazu erstellte Beppo Tugend für ihn Fotos wichtiger Tatorte.

Wie außergewöhnlich Beppo Tugends erotische Aufnahmen waren, bewies die Reaktion von Max' Mutter Adele von Krause. Die Grande Dame der Wiener Gesellschaft hatte die Fotografien in den höchsten Tönen gelobt, und ihr Geschmack war über alle Kritik erhaben. Sie hatte zwar durch Fehlspekulationen ihres betrügerischen Ehemanns ihr gesamtes Vermögen verloren, doch sie ließ sich nicht kleinkriegen. Wegen ihres Esprits war Adele von Krause immer noch ein gern gesehener Gast in allen Salons und Palais der Stadt, und ihr Name fand sich zuverlässig auf den Einladungslisten wichtiger gesellschaftlicher Veranstaltungen. Seit sie widerwillig akzeptiert hatte, dass ihr Sohn einem Brotberuf nachgehen musste, war sie bestrebt, Max unbedingt mit einer wohlhabenden jungen Frau zu verheiraten, um wenigstens ein kleines Stück vom einstigen finanziellen Glanz zurückzuerlangen.

Aus diesem Grund hatte Max den gestrigen Abend bei einer langweiligen Soiree verbracht, wo er sich zwischen Gänseleberpastete, gebratenen Tauben mit Trockenfruchtfüllung und Zitronensorbet mit drei jungen Damen unterhalten musste. Viel lieber wäre es ihm gewesen, den Polizeidiener Carel Novak zum Tatort eines Mordes zu begleiten.

Es war Max immer noch nicht gelungen, die Beförderung dieses fähigen Mannes durchzusetzen, auch hier stand Sobotka im Hintergrund auf der Bremse. Jetzt war Max auf Novaks Bericht und seine mündlichen Schilderungen angewiesen. Dabei hatte sich die Mordtat nur wenige Straßenzüge von seiner eigenen Wohnstatt entfernt ereignet, in einem Palais am Alsergrund.

Ein Klopfen an der Tür riss ihn aus seinen Überlegungen.  
»Herein!«

Wenn man von der Sonne sprach – oder in diesem Fall an sie dachte –, erschien sie. Carel Novak trat ein. Auch wenn Novaks Äußeres nur wenig Sonniges zeigte, freute sich Max, ihn zu sehen. Der schüchterne junge Mann, der über keinen offiziellen

Schulabschluss verfügte und gebrochenes Wienerisch sprach, besaß einen klaren, scharfen Verstand wie nur wenige seiner Kollegen. Mit der Stoffmütze in der Hand schloss er die Tür hinter sich.

»Hier ist der Bericht von gestern Abend«, sagte er und legte mehrere sauber beschriebene Blätter Papier vor Max auf den Schreibtisch.

»Setzen Sie sich.« In der Vergangenheit hatte Max Carel geduzt und ihm ebenfalls das Du angeboten, doch seit Max Oberkommissar war, verweigerte Carel diese informelle Ansprache hartnäckig, weshalb Max ebenfalls zum Sie zurückgekehrt war. Es erschien ihm unpassend, jemanden mit dem Vornamen anzusprechen, der ihn seinerseits siezte.

Novak nahm auf dem Sessel Platz.

»Den Bericht lese ich später. Zuerst will ich hören, was Sie zu erzählen haben«, forderte Max seinen Mitarbeiter auf.

Auf einem kleinen Tischchen vor dem Fensterbrett standen eine Kanne mit kaltem Kaffee und feines Geschirr. Daneben erfreute sich eine riesige Grünpflanze ihres Daseins. Das neue Büro war nicht nur geräumig, sondern auch stilvoll eingerichtet. Ein Erbe, das Max von Sobotka übernommen hatte.

Er stand auf. »Wollen Sie ein Häferl?«

»Gerne, vielen Dank.«

Max schenkte ein und kehrte zurück. »Zucker? Milch?«

Novak nickte nur. Er war es nicht gewöhnt, dass man ihn bediente, gewöhnlich war es umgekehrt.

Erst als die fertigen Getränke vor ihnen standen, fing Novak mit seinem Bericht an.

»Da ich Sie nicht erreichen konnte, habe ich Beppo Tugend um Hilfe gefragt, genau wie Sie mich im Fall eines Mordes gebeten hatten.«

»Sie haben Fotografien vom Tatort machen lassen?«

Carel Novak zuckte zusammen. »Hätte ich das nicht tun sollen?«

»Oh mein Gott, Novak. Das war großartig. Sie sollten zum kaiserlichen Polizeiagenten des Monats gekürt werden.« Wie-

der einmal nahm Max sich vor, sich erneut um Novaks Beförderung zu kümmern.

Ein winziges Lächeln, das nach Stolz aussah, stahl sich auf die Lippen des Polizeidieners. »Die Fotos werden in ein paar Tagen fertig sein. Er bringt sie Ihnen vorbei.«

»Das ist einfach großartig«, wiederholte Max. Er konnte gar nicht oft genug betonen, wie zufrieden er mit Novaks Entscheidung war. »Und jetzt erzählen Sie mir alles, was gestern Abend passiert ist, bevor wir gemeinsam noch einmal in die Alserbachstraße gehen.«

»Die Meldung kam zehn Minuten nach zehn«, sagte Carel. »Ich war gerade dabei, die Diebstahlsanzeige einer Blumenhändlerin entgegenzunehmen, der man den gesamten Tagesumsatz aus der Schürze gestohlen hatte. Die arme Frau war ganz außer sich.«

»Wer hat den Mord gemeldet?« Max lenkte zum eigentlichen Thema zurück.

»Ein Dienstmädchen des Hauses.« Carel Novak griff nach seinem Bericht und überflog die ersten Zeilen. Dabei rutschte ihm das etwas zu lange, ungewaschene Haar in die Stirn. Sein Äußeres hätte durchaus mehr Sorgfalt vertragen. »Trudl Gruber. Sie hat sehr aufgeregt gewirkt. Ihre Augen waren ganz verheult, und sie hat gezittert. Ich hab ihr was zum Trinken angeboten, aber sie hat abgelehnt.«

»Was hat das Mädchen angegeben?«

»Sie hat gesagt, dass ihre Hausherrin tot im Salon liegt. Sie sei von einem Dieb erwürgt worden, und man habe ihr eine wertvolle Kette gestohlen.«

»Direkt vom Hals?«

»Das hat sie nicht gesagt. Sie wollte, dass ganz schnell ein paar Beamte kommen. Und da Sie ausdrücklich Anweisung gegeben haben, dass ich mich darum kümmern soll, wenn in Ihrer Abwesenheit schwere Kriminalfälle passieren, hab ich gedacht, ich geh selbst nachschauen. Heute Morgen hat mir Kommissar Kriegler deshalb eine lange Predigt gehalten, dass ich das nicht hätte tun dürfen.« Für Novak schien es das Nor-

malste der Welt, geschimpft zu werden. Als Polizeidiener stand er in der Hierarchie ganz unten.

»Ich hab sofort einen Dienstjungen zu Beppo Tugend geschickt, und der Fotograf war noch vor mir am Tatort«, fuhr er seelenruhig fort.

»Unglaublich. Auch auf diesen Mann ist Verlass.« Max war beeindruckt von so viel Professionalität.

Carel Novak zögerte. »Es war nicht ganz einfach mit ihm. Der Mann ist ...« Er suchte verlegen nach den richtigen Worten.

»Schwierig?«, half ihm Max auf die Sprünge.

»Das ist noch sehr gelinde ausgedrückt.« Novak seufzte schwer. »Er wollte die ganze Zeit den Tatort umbauen, damit die Leiche besser zum Ausdruck käme.«

»Ich hoffe, Sie haben ihn das nicht machen lassen.«

»Natürlich nicht«, sagte Novak. »Ich hoffe, dass die Fotos brauchbar werden. Außerdem ist noch ein Reporter da gewesen. Der, den Sie nicht ausstehen können.« Jetzt klang Novak zerknirscht.

»Herbert Rossberg?«

Novak nickte. »Wie kann es sein, dass der Mann ständig vor allen anderen weiß, was für Tragödien sich in der Stadt abspielen? So als hätte er eine heimliche Verbindung zu allen Kriminellen.«

Max überlegte. »Vielleicht versorgt jemand aus unseren Reihen ihn mit Informationen?«

Der Reporter war Max schon lange ein Dorn im Auge. Auch wenn er zugeben musste, dass Rossberg bei einem seiner letzten Fälle einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Aufklärung beige-steuert hatte. Zusammen mit einer hübschen Putzfrau, die eine gewisse Faszination auf Max ausübte. Vielleicht war die Nähe zwischen ihr und dem Reporter mit ein Grund für Max' ablehnende Haltung dem Mann gegenüber.

»Ich habe Rossberg weggeschickt. Er hat sich zwar abwimmeln lassen, aber ich fürchte, dass er ins Haus zurückgekehrt ist, sobald wir weg waren.«

Max dachte an den Bericht, den er heute Morgen in der

Zeitung gelesen hatte. Mit Sicherheit war Rossberg zum Tatort zurückgekehrt und hatte mit dem Personal gesprochen. Eine offizielle Stellungnahme der Polizei zu dem Vorfall gab es nämlich noch nicht.

»Außerdem habe ich Dr. Böhm informiert«, fuhr Carel Novak fort. »Er hat versprochen, die Leiche noch im Laufe des heutigen Tages zu untersuchen.«

»Er war nicht bereits vor Ort?« Das überraschte Max. Für gewöhnlich war auch Dr. Böhm vor ihm am Tatort, und wenn nicht, dann eilte er innerhalb weniger Stunden direkt an den Ort des Geschehens. Morde ließ sich der Konsiliararzt der Polizei nur selten entgehen. Vor allem die brutalen schienen eine besondere Faszination auf ihn auszuüben, sie zogen ihn an wie Motten das Licht. Mit einer fast befremdlichen Leidenschaft widmete er sich den beklagenswerten Toten.

»Der Herr Doktor war ebenfalls bei einer Abendveranstaltung, bei der er nicht abkömmlich war. Wir haben die Leiche in die Pathologische Abteilung beim Narrenturm bringen lassen.«

»Sehr gut.«

Max machte sich im Kopf zwei Notizen: Beppo Tugend und Pathologisches Institut.

»Wen haben Sie sonst am Tatort angetroffen?«, wollte er wissen.

»Den Mann des Mordopfers, Siegmund Daum. Er ist ein reicher Knopffabrikant. Außerdem Franziska Leitner, die Gesellschafterin der toten Dame, den Hausdiener Sebastian Benesch, die Köchin – ich habe leider ihren Namen vergessen, er steht in meinem Bericht – und zwei Dienstmädchen.«

»Der Name ist nicht so wichtig, ich werde ihn ohnehin heute noch erfahren«, meinte Max. »Viel spannender ist, wie die Menschen reagiert haben. Waren sie entsetzt, überrascht, in großer Trauer, oder haben sie gelassen gewirkt?«

Novak verzog den Mund. »Also der Hausherr war vor allem verärgert, weil bloß ein Polizeidiener zu ihm gekommen war. Da können Sie sich heute auf etwas gefasst machen. Bestimmt

wird er sich beim Polizeipräsidenten über Sie beschweren, vielleicht hat er es sogar schon gemacht.«

Max machte eine wegwerfende Handbewegung. Derlei Unannehmlichkeiten war er gewöhnt, schließlich war Sobotka jahrelang sein Vorgesetzter gewesen.

»Es war ihm also wichtiger, wer den Mordfall untersucht, als die Frage, wer seine Frau soeben erwürgt hat? Das ist interessant.«

Novak zuckte mit den Schultern. »Das kann ich nicht sagen. Auf alle Fälle hat er nicht traurig gewirkt. Aber vielleicht hatte er nur noch nicht begriffen, was passiert war.«

»Das ist durchaus möglich«, stimmte Max zu. In all den Jahren bei den kaiserlichen Polizeienten hatte er gelernt, dass Trauer sich in den unterschiedlichsten Formen zeigt. Die einen erstarrten, während andere hysterisch weinten. Wieder andere wollten die Tatsache einfach nicht wahrhaben und taten so, als wäre nichts passiert.

»Die Gesellschafterin hat die ganze Zeit über geweint«, fuhr Novak fort. »Sie hat gescheppert wie ein Gluppensackerl, ihre Zähne sind ständig gegeneinandergeschlagen. Eines der Dienstmädchen hat sie in mehrere Decken gewickelt, aber sie hat immer noch gezittert. Und das trotz der Affenhitze, die gerade herrscht. Ich konnte die Dame nichts fragen.«

»Haben Sie sich mit dem Hausherrn unterhalten?«

»Der hat sich geweigert, mit einem Polizeidiener zu reden.«  
Max verzog säuerlich den Mund.

»Und die drei anderen Frauen? Die Köchin und die Dienstmädchen? Wie haben die reagiert?«

»Die wirkten sehr betroffen. Haben aber nicht so gezittert wie die Gesellschafterin. Herr Daum hat mir verboten, mich mit ihnen zu unterhalten. Er wollte, dass Sie das übernehmen.«

»Unglaublich, wie überheblich!« Max hatte jetzt schon eine genaue Vorstellung von dem Mann.

»Bleibt also nur noch der Hausdiener. Konnten Sie mit ihm reden?«